



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1929

11 (1929)

Caritasblüten

Nr. 11

November

1929

Friedhofsgedanken

Weißt du nichts vom Kirchhoffrieden,
Von des Grabsteins goldnem Wort,
Das gesagt: der Weg hinieden
Zieht durch Nacht zum Lichte dort;
Das gedämpft des Auges Weinen,
Und dir Hoffnungsblumen gab,
Wie dein Ruhetag wird erscheinen
Auch dereinst beim offenen Grab?

Sieh doch, Ruhestätten winken
Von der Wiege bis zur Gruft,
Wo dir Trosteslichter blinken,
Und dir säuselt Friedensluft;
Gottes Huld hat dir gegeben
Ja so manche Ruhebank,
Die den Mut dir muß beleben,
Wenn schon matt sein Flügel sank!

Wolle nicht vom Glauben scheiden,
Der versunknes Glück erneut,
Und gewiß auf heiße Leiden
Kühle Trostes Schatten streut;
Suche Ruh in Christi Wunden,
Und bei seinem Kreuz zumeist,
Und du wirst vom Weh gesunden,
Und erquickten deinen Geist!

REQUIESCANT IN PACE!





Die Gräber der verstorbenen Bura-Schwwestern auf dem Friedhof in Mombasa.
Links Schw. Hermenegild, Mitte Schw. Eustachia, rechts Schw. Genesis.

Die Ruhestätte von Missionschwwestern in Ost-Afrika

Dieses Bild erinnert uns an die Flucht und den Heldentod unserer Schwestern von Bura im September 1914. Deutsch-Ost-Afrika war damals zum Kriegsschauplatz geworden, und unsere Schwestern, welche dort seit Jahren freudig und fleißig sich für die Jugend und Kranken opferten, mußten im September 1914 die Flucht ergreifen.

Sie schlugen den Weg nach Mombasa ein, und wer die heiße, fieberreiche Steppe im Osten Afrikas kennt, weiß, welche Opfer eine solche Flucht in sich schließt. Leider sind die beiden Briefe, welche die Schwestern uns in dieser ihrer größten Not geschrieben, nicht zu uns gelangt, so daß diese unsäglichen Beschwerden als kostbare Perlen für die himmlische Krone verborgen bleiben.

Das erste Opfer dieser Strapazen war unsere Schwester Hermengild Kimmel. Schwester Genesis Gröbel, die Oberin von Bura, schreibt darüber am 26. Januar 1915 in einem Briefe an Ehrwürdige Mutter Generaloberin: „Die Vaterhand des Herrn hat uns schwer getroffen. Es ist für mich ein dop-

pelter Schmerz, Ihnen zu Ihrem Namensfest einen so traurigen Brief schreiben zu müssen. Am 6. September mußten wir unsere liebgewonnene Mission verlassen; ich habe Ihnen schon zweimal geschrieben, aber Sie werden diese Briefe nicht erhalten haben. Diesen Brief will der holländische Konsul vermitteln. Sie können sich, liebe Mutter, unser Herzeleid denken. Nun ist unsere gute Schwester Hermengild heimgegangen, — gestern abend 5 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde sie zur letzten Ruhe gebettet. Seit September mit außergewöhnlichen Leiden, Opfern und Prüfungen ganz vertraut geworden, will mir doch ob dieses Verlustes das Herz brechen, und meine zitternde Hand vermag fast nicht zu schreiben. Ich habe eine gute Stütze verloren; sie hatte einen so guten Ordens-, Arbeits- und Gebetsgeist. Der liebe Gott hat sie zu sich gerufen."

Das war die erste Hiobspost von unseren Flüchtlingen; bald folgte die zweite in einem Briefe des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Zansibar, in dessen Vikariat sie tätig waren. Se. Gnaden schreibt am 9. März: „Mit der letzten Post schicke ich Ihnen die Nachricht, daß es dem lieben Gott gefallen hat, seine liebe Tochter, Schwester Hermengild, von uns wegzunehmen. Leider habe ich jetzt wieder eine ebenso traurige Nachricht zu geben. Die teure Schwester Eustachia Stöbich ging am 28. Februar hinüber ins Jenseits nach einer dreiwöchigen Krankheit, die sie mit höchst erbaulicher Geduld ertragen hat. Gottes heiliger Wille geschehe! Der Tod dieser zweiten Schwester ist für uns in Wirklichkeit ein schweres Kreuz und ein gewaltiger Verlust für unsere Mission im allgemeinen. Die arme Mutter Genesia, welche die Schwestern pflegte, ist nun ebenfalls krank. Ich hoffe und bete zu Gott, er möge sie genesen lassen, aber die Ärzte fürchten, daß sie, wie die bereits hingeschiedenen Schwestern, das Typhusfieber habe. Sollte es ihr noch möglich werden, reisen zu können, so bringen wir sie nach Zansibar, damit sie von ihren Schwestern gepflegt werde. Von Deutsch-Ost-Afrika, wo so viele Ihrer Töchter sind, haben wir keine Nachrichten und können auch keine bekommen. Gott segne und tröste Sie, Ehrwürdige Mutter!“ Bischof Neville.

Fünf Tage später war auch die Oberin ins Grab gesunken. Ein Transport nach Zansibar war nicht mehr möglich. Alle drei Schwestern waren infolge der Entbehrungen und Opfer, die sie auf der Flucht erlitten, trotz ihres blühenden Alters und der vorher so kräftigen Gesundheit nicht mehr fähig, dem tödlichen Fieber zu widerstehen. Die hochwürdigen Väter vom Heiligen Geist in Mombasa hatten die armen Flüchtlinge liebevoll aufgenommen und versorgt; jedoch gelang es ihnen nicht mehr, das Leben derselben zu retten.

♫

Auf dem Friedhof in Triashill

Sinsam und allein sitze ich auf dem Stein vor dem Kreuz in der Mitte unseres Friedhofes. Erhabene Abendstille auf dem Gottesacker! Wahrlich hier ist ein heiliger Ort! Vor mir liegt der Grabeshügel von Vater Ignatius Krauspenhaar, einem früheren Weltpriester, der im Jahre 1909 in die Kongregation der Mariannahiller Missionare eintrat. Die sinkende Sonne sendet ihre letzten Strahlen durch die hohen Zypressenbäume auf das stille Grab. Rosen, Kronlilien und Fuchsen zieren es. Das eiserne Kreuz ist ganz von Epheu umrankt. Nur die Inschrift ist frei.

P. IGNATIUS

gest. 7. 10. 1919

R. I. P.

Der 7. Oktober 1919 war sein Todestag. Unsere Christen verehren ihn wie einen Heiligen. Ein eingeborener Lehrer sagte öfters: „Zu Häupten des Vaters Ignatius möcht ich begraben sein. Dann würde ich drunten im Schoß der Erde traute Zwiesprache mit ihm halten und ihn um seine Fürbitte anflehen. Als Vater Ignatius sein Ende nahen fühlte, bat er Schwester Agatha, die damalige Oberin, und Schwester Monika, ihn zu stützen. Er schleppte sich die Altarstufen hinan, öffnete das Tabernakel und reichte sich selbst die heilige Wegzehrung. Bald darauf starb er im Fremdenzimmer des Schwesternhauses, in dem Battio jetzt seine Apotheke aufgeschlagen hat. Er war der einzige Priester hier zur Zeit der Influenza während des großen Weltkrieges. Durch seine nimmermüde Hingabe für die Kranken und Sterbenden zog er sich selbst die Grippe zu und starb nach wenigen Tagen, ein Opfer seines Berufes. Kein Priester war da, um ihm in seiner Todesstunde beizustehen. Als der herbeigerufene Missionar von der nächsten Station Monte Cassino kam, fand er eine Leiche.

Unsere jetzige Oberin, Schw. M. Gaudiosa, rechnet es sich zur besonderen Ehre, für den Schmuck seines Grabes zu sorgen. Zu gleicher Zeit ziert sie auch das Grab von Br. Theophilus Klossak, der dieses Jahr in Triashill starb. Wenn ich den Namen Theophilus höre, kommt mir sofort der Bruder in Erinnerung, der oft stundenlang in der Kirche kniete, um zu beten. Selbst in den letzten Tagen seiner Krankheit hörte er kniend das heilige Messopfer an. Keinen Liebesdienst hat Br. Theophilus abgeschlagen. Längere Zeit war er ganz allein auf Außenstation, mußte oft den ganzen Monat die Tröstungen des heiligen Messopfers und der heiligen Kommunion entbehren, sich oft mit einer spärlichen Kost begnügen, von Eingeborenen zubereitet. Er war stets heiter und zufrieden, wünschte nicht,

daß sich jemand um ihn bemühe, sondern bedauerte nur, daß er andern nicht helfen konnte. Als Br. Agidius, der Nachtwache bei ihm hielt, merkte, daß es mit Br. Theophilus zu Ende ginge, erhob er sich, um Vater Rektor zu wecken. Br. Theophilus meinte: "Aber warum denn so viele Geschichten machen? Ich kann allein sterben. Der Vater ist müde." Vater Rektor war gerade von einer vierzehntägigen Missionstour zurückgekehrt. Ruhig und friedlich verschied Br. Theophilus im Herrn im Beisein von zwei Priestern, von Br. Agidius und einen Netiveknaben, der mit dem Bruder Nachtwache hielt.



Schw. M. Alfreda und zwei eingeborene Kinder aus unserm Kinderheim am Grabe des hochw. Pater Ignatius.

Zu meiner Linken liegt das Grab von Veronika, einem Mitglied aus der Kongregation der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. Ihre Mitschwestern sorgen für den Schmuck. Ich glaube, diese Stelle sollte der Platz sein für uns Schwestern. Bis heute ist noch keine Schwester in Rhodesia gestorben.

Schon viele Eingeborene haben auf dem stillen Friedhof ihre letzte Ruhe gefunden. Ihre Zahl könnte jedoch bedeutend größer sein. Die alten Heiden halten fest an ihrem Brauch, die Verstorbenen in den Felsen zu beerdigen. Der Priester hat viel gegen die heidnischen Gebräuche zu kämpfen, wenn er es erreichen will, daß wenigstens die Christen in geweihter Erde ruhen.

Mag es auch still auf dem Friedhof sein, so reden doch die Toten ein ernstes Wort! Schw. M. Daria C. P. S., Triashill.

Das Krankenhaus für Eingeborene in Mariannhill

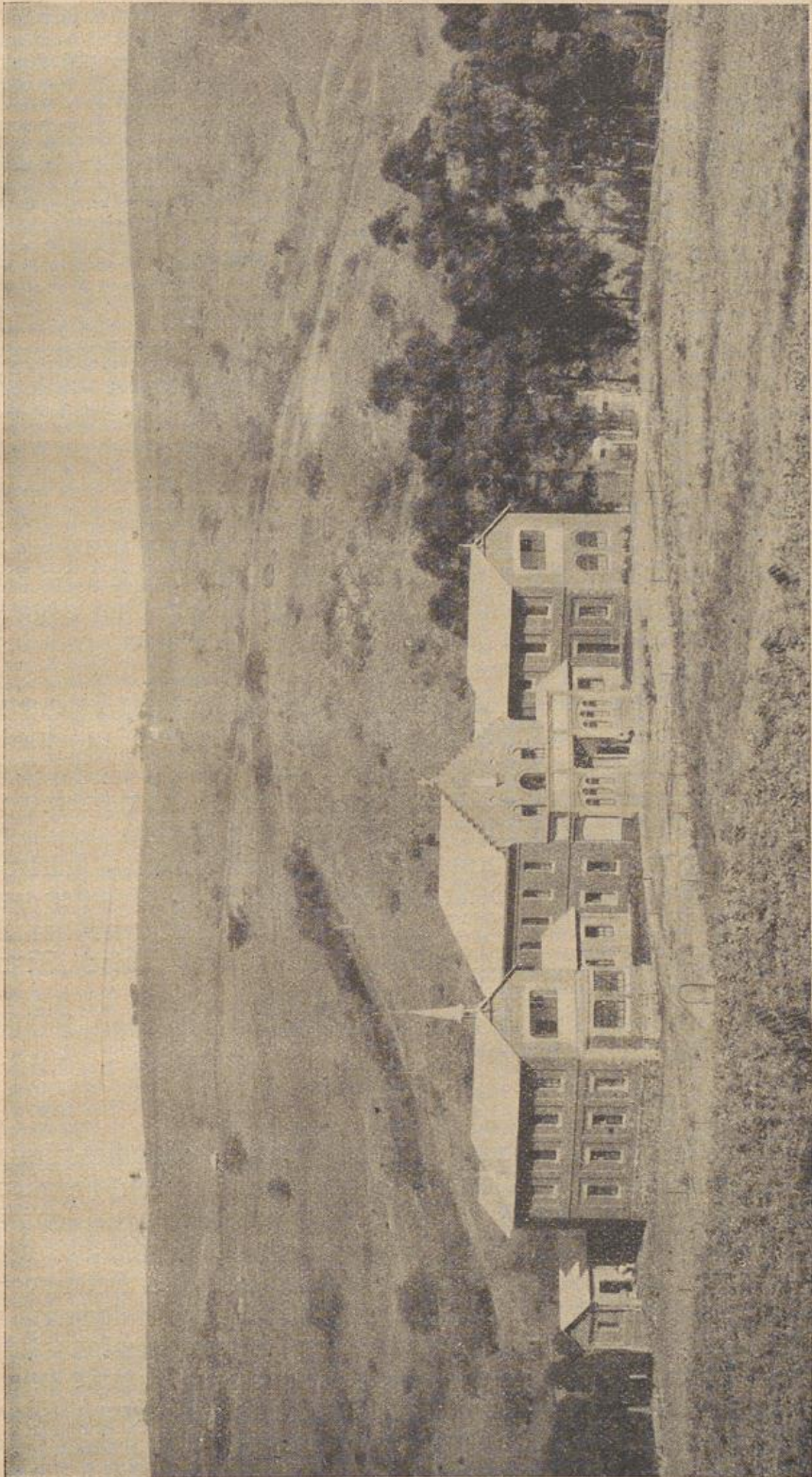
Unsere gute Schwester Amantia, welche in der Typhuspflge hier ein Opfer ihres Berufes wurde, hat es nicht mehr erlebt, im neuen Krankenhause ihre Liebesdienste auszuüben. Der neue Bau ist fertig; es ist ein geräumiges Haus, wo Luft und Licht für den Kranken den heilsamen Einfluß ausüben können. Der kranke Neger sieht sich sozusagen in den Himmel versetzt, statt des schmutzigen, dumpfen Kraals ein luftiges Zimmer, statt der harten Matte auf dem rauhen Erdboden ein modernes Bett. Manchmal ruft schon diese Umwandlung eine rasche Besserung, ja selbst Genesung hervor. Leider kann der Schwarze sich erst dann entschließen, zum Arzt zu kommen, wenn alle Zaubermittel und geheimnisvollen Medizinen nicht mehr helfen. Dann ist aber sein Zustand meistens so, daß auch die Wissenschaft versagt. Glücklicherweise gibt es dann hier im Krankenhaus noch reiche Mittel für die Heilung der Seele.

Wie wohltätig Luft und Licht in den frischen Räumen wirken, haben wir auffallend bei schwerkranken Kindern erfahren. U. a. brachte man uns einen Knaben von 7 Jahren mit Typhus; abgezehrt, besinnungslos und einem Sterbenden ähnlich, brachte man ihn herein. Mehrere Tage lang konnte das Kind nichts mehr zu sich nehmen. Dank der guten ärztlichen Hilfe und Pflge konnte sich der Kleine kürzlich mit seiner Mutter wieder vorstellen, um uns zu danken. Dabei hat er das Glück gehabt, ein Kind der katholischen Kirche zu werden.

Ein anderes Kind von 5 Jahren, das aber mehr einem zweijährigen Kinde glich, und wie tobsüchtig Tag und Nacht schrie, läuft jetzt mit den anderen Waisenkindern auf dem Spielplatz herum. Ich könnte eine ganze Reihe solcher Fälle hier aufzählen.

Wieviel Kranke aber liegen noch ohne die nötige Hilfe in ihren dumpfen Hütten! Hätten wir mehr Mittel und Pflgepersonal, dann könnten wir viel reichlichere Hilfe geben. Zwei Schwestern und einige schwarze Dienstmädchen reichen nicht aus, um der großen Anzahl Kranken gerecht zu werden. Außerdem sind die Geldmittel zu knapp, um das Allernötigste in das Krankenhaus hereinzuschaffen. Welcher Leser, oder welche Leserin will für dieses Samariterwerk eine Gabe spenden? Welche Leserin will sich selbst dem Dienste der Mission und der Kranken widmen? „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, ruft der göttliche Heiland uns zu. Und welch reichen Schatz für die Ewigkeit bietet er uns an!

Schw. M. Genesia.



Natives - Krankenhaus in Mariannhill

Ahrenlese

Riboscho, Ost-Afrika

Eine unserer Schwestern machte einen kleinen Rundgang durch unsere weit ausgedehnte Mission, um die jungen Christen zu besuchen, um die Lauen zu mahnen und die Eifrigen zu ermutigen, treu auszuhalten. Diese neugeborenen Christen müssen immer wieder gleich einer Uhr aufgezogen werden, damit sie das Weitergehen nicht vergessen. Unsere Missionarin wanderte bergauf, bergab, stattete den einzelnen Kraalen fleißig ihre Besuche ab und wurde gewöhnlich freundlich empfangen. Mitten auf einer Landstraße sah sie plötzlich eine alte Heidin auf ihrem Grasbündel sitzen, das sie irgendwo weit hergeholt hatte. Die Schwester grüßte freundlich, und die gute Alte war sofort bereit, den Gruß zu erwidern. Nach dem üblichen „woher und wohin“ hatte die Schwester bereits das Herz und das Zutrauen der alten Heidin gewonnen, denn schon bald packte sie das Beste, das sie bei sich hatte, aus, um es der Schwester anzubieten, nämlich ihre Tabaksdose. Die Begleiterin der Schwester, ein junges schwarzes Mädchen, gab der Heidin zu verstehen, daß die Schwester den Tabak weder esse noch brauche; und tiefbetrübt mußte sie ihre hochgeschätzte von der weißen Frau so verachtete Tabaksdose wieder in einen Schlupfwinkel ihres Kleides verschwinden lassen, ganz erstaunt über die seltsamen Menschen aus Ulaya (Europa), die nicht einmal Sinn und Geschmack haben für den von ihr so sehr geliebten Tabak. Unsere gute Schwester stellte dann an das alte Mütterchen die Frage, ob sie denn nicht Lust hätte, sich taufen zu lassen, sie sei doch schon so alt und könnte dann in den Himmel kommen. Da öffnete sie lachend ihren Mund und sagte: „Sina meno!“ „Ich habe keine Zähne mehr!“

Der liebe Gott wird das gute Mütterchen auch ohne Zähne in seinen Himmel aufnehmen.

*

Unsere Gertrud, ein bisher braves, schwarzes Mädchen, hatte im vergangenen Jahr die Erlaubnis erbeten, ihren kranken Vater zu besuchen und ihm Medizin zu bringen; man konnte diese Bitte schwer abschlagen, obwohl etwas Gefahr bei der Gewährung derselben für Gertrud bestand, denn der Vater war Heide. Man gab ihr deshalb ein anderes größeres Mädchen zur Begleitung mit. Abends kommt dieses letztere atemlos nach Hause mit der Nachricht, daß Gertrud von der Familie beim Weggehen gefangengenommen worden sei. Die Angehörigen hatten nämlich ihr berauschendes Nationalgetränk bereitet; es wurde gegessen und getrunken, alles nur in der Absicht, das

Mädchen gefangenzunehmen und womöglich ins Heidentum zurückbringen. Dazwischen waren schon einige abfällige Bemerkungen über die Kirche und die Schwestern gefallen, doch hatte Gertrud noch den Mut gehabt, derartige Reden zu verbieten. Einige Tage später jedoch erhielten wir die Nachricht, daß das Mädchen schon am andern Tage von ihrem Vater gezwungen worden war, heidnische Gebräuche, die von der Kirche aufs strengste untersagt waren, mitzumachen, denn diese sind gewöhnlich ja der Anfang zu vielen anderen Ausschweifungen. Gertrud lag nun für eine Zeit krank in ihrem elterlichen Kraal. Eines Tages erschien sie in der Mission und bat wieder um Aufnahme mit vielen Ausdrücken der Reue. Nach langem Hin- und Herreden wurde ihr diese Bitte gewährt; sie arbeitete nun nachmittags mit den Kindern, ging mit ihnen abends zur Ruhe; sie war jedoch auffallend still und in sich gekehrt. Am andern Morgen stand sie zur festgesetzten Zeit mit den übrigen auf und benutzte die frühe Morgenstunde, um ihre Kleider, die sie auf der Mission getragen, zu verstecken und während der heiligen Messe mit denselben die Mission zu verlassen. Die Empörung bei den Kindern war groß.

Gertrud wohnte noch ziemlich regelmäßig an Sonntagen der heiligen Messe bei, viel regelmäßiger aber den heidnischen Tanzgelagen, welche wirkliche Teufelsfeste sind. Wir versuchten einmal, sie zur Zurückgabe der Kleider zu veranlassen und sie auf einen andern Weg zu bringen, aber umsonst. Sie schrie und gebärdete sich wie eine Besessene, gab uns stets zur Antwort, daß sie im Recht sei und daß wir sie jahrelang hintergangen und ausgenutzt hätten. Wir konnten nichts tun, als sie ihren Weg gehen zu lassen. Dieser führte sie, wie vorauszusehen war, immer mehr dem Abgrunde zu. Der gute Hirte aber ging ihr nach. Nach Monaten kam sie wieder in unsere Kirche, abgemagert und abgehärmt, vielleicht infolge ihres ausschweifenden Lebens, aber auch wegen der großen Sorgen aus dem elterlichen Kraal. Mehrere ihrer Familienmitglieder erkrankten; ihre Mutter, noch eine Heidin, starb, nachdem sie noch in der letzten Stunde die heilige Taufe erhalten hatte. Als älteste Tochter mußte sie den ganzen Haushalt führen mitten unter den Heiden.

Am Dreifaltigkeitssonntage kam eine schwarze Novizin und sagte zu einer unserer Schwestern: „Komm, draußen ist jemand, die will Dich sprechen.“ Die Schwester traute ihren Augen kaum. Da stand unsere Gertrud hinter einem Baum und wünschte eine Unterredung. Sie bat kniend um Verzeihung, denn Gott habe sie mit Sorgen und Leiden heimgesucht, sie aber habe keinen ruhigen Augenblick mehr. Einige ihrer Kleider brachte sie zurück, die andern hatte ihr Bruder zu Hause versteckt. Gebe ihr Gott nun die Gnade der Beharrlichkeit!

*

Einem anderen unserer Mädchen war es ähnlich ergangen. Sie ging ohne Erlaubnis zu ihren heidnischen Eltern und kehrte ebenfalls nicht zurück.

Der Vater hatte sie gefangengenommen und sie zur Verrichtung heidnischer Gebräuche gezwungen. Schnell ging es mit ihr abwärts. Sie war auf allen heidnischen Festen zu Gast und zwar in größter Ausgelassenheit. Gott suchte sie heim. Auf dem Wege zu einem heidnischen Tanz ging sie durch einen kleinen Bach und war von dieser Zeit an gelähmt. Sie lag in ihrem elterlichen Kraal, mitten unter Heiden, fern von allen Tröstungen der Religion; sie war ihrer Stimme beraubt und zu keiner Bewegung fähig. Wir fürchteten sehr für ihre Seele, und deshalb machte sich unsere Schwester Oberin mit 12 starken Mädchen auf, um sie auf einer Tragbahre zur Mission zu holen. Dem Auftreten der Schwester konnten die Heiden nicht widerstehen; sie gaben bereitwillig die Kranke heraus. Der Weg war weit und äußerst beschwerlich, besonders mit der Last einer gelähmten Kranken auf den Schultern. In glühender Mittags- hitze gelangte die Gesellschaft mit der Kranken wohlbehalten an. So hatte der liebe Gott das verirrte Schäflein zur Mission zurückgeführt. In welchem Zustand? Was lag alles zwischen ihren letzten Tagen hier und ihrer jetzigen Ankunft? Fragte man sie, ob sie sich freue, wieder auf der Mission zu sein, so versuchte sie mit größter Anstrengung ein „Ja“ hervorzubringen. Jetzt ist sie schon mehrere Wochen wieder hier, muß gepflegt werden wie ein kleines Kind, aber es geht von Woche zu Woche schon besser, so daß sie wieder etwas von ihrem Sprachvermögen gewonnen und sich langsam bewegen kann. Sie ist wieder zurückgekehrt zur heiligen Kirche und empfängt jeden Sonntag die heilige Kommunion.

Es ist etwas Geheimnisvolles, wie der liebe Gott die Seelen sucht und wieder in seine Herde zurückführt.



Der greise Bischof Foulquier sagte zu einem Geistlichen, der ihn an seinem Schmerzenslager besuchte: „Ja, es ist lange her, daß ich leide, aber ich habe ein kleines Gebet, das mir Linderung verschafft, so oft ich es ausspreche. Ich will es Ihnen sagen, Sie werden sehen, wie schön es ist.“

Mein Jesus, ich bin des Augenlichtes beraubt, es geschehe darin dein heiliger Wille!

Mein Jesus, ich habe Schmerzen in allen Gliedern, es geschehe dein heiliger Wille!

Mein Jesus, ich bin taub, es geschehe dein heiliger Wille!

Mein Jesus, ich bin unfähig, die heilige Messe zu lesen und mein Brevier zu beten, es geschehe dein heiliger Wille!

„Sehen Sie“, fügte der sterbende Prälat mit freundlichem Lächeln hinzu, „diese Worte sind meine Stärkung. Lernen Sie sie auch, sie werden Ihnen von Nutzen sein.“

Unser Jakobu

Das Pulver hat er nicht erfunden, unser Jakobu, aber nichts destoweniger ist er doch eine recht wichtige Persönlichkeit, ein Faktotum auf der Missionsstation. Ja wirklich, was täten wir auch ohne den Jakobu? Niemand ist geeigneter, den Allerkleinsten die Gebete so gut beizubringen, wie gerade er. Und Ordnung hat er in seiner „Klasse“. In schnurgerader Linie sitzen sie alle, die Zweijährigen wie die Sechsjährigen, jedes ein Stück Tafel und einen Griffel in der Hand, und malen i, e, a, daß es eine wahre Freude ist. Kommt man in seine „Klasse“, um zu sehen, was die Kleinen können, so weiß man nicht, wer es wichtiger hat, die Schüler oder der Lehrer. Natürlich darf man nicht geizen mit dem Lobe bei den Kleinen, und Jakobu muß ein extra Kompliment bekommen, dann strahlen die Augen vor Freude, sowohl die der Kinder als die des Lehrers.

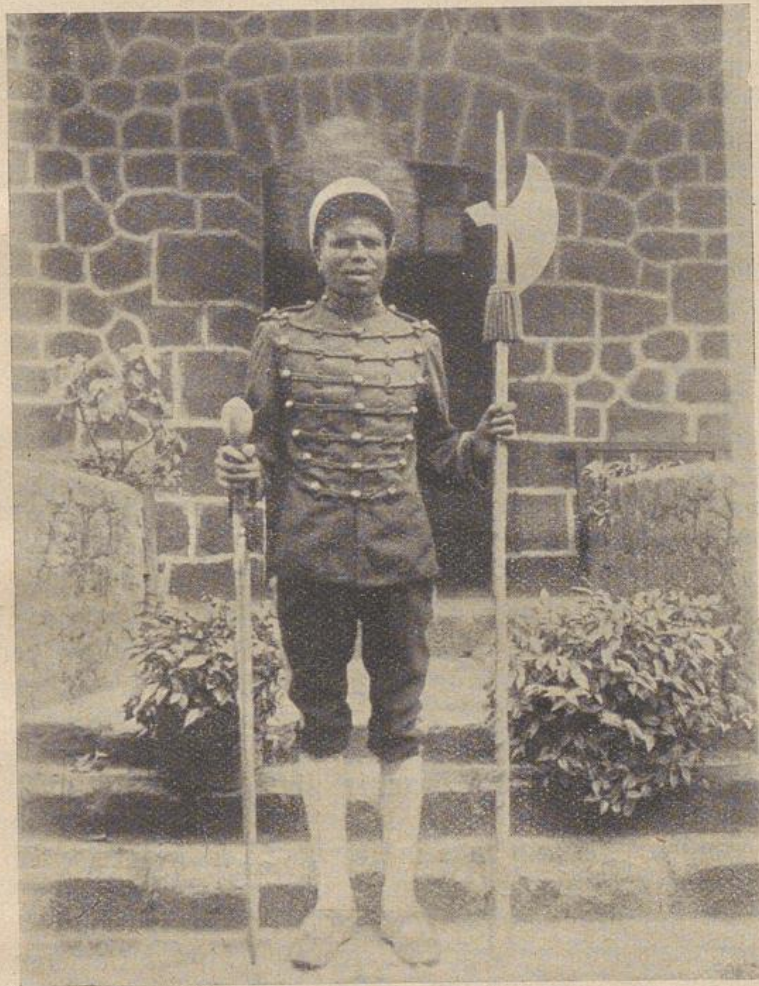
Unser Jakobu ist jedoch nicht nur ein vorzüglicher Lehrer für die Kleinen, er ist auch ein ganz perfekter Kirchenschweizer. Wirklich, wenn er an Festtagen im „Gala“ so selbstbewußt durch die Kirche stolziert und dann vor dem Hochaltar eine tadellose Verbeugung macht, so könnte er, wenigstens von rückwärts, ganz gut mit einem europäischen Kirchenschweizer konkurrieren. Nicht von Anfang an war sein Anzug so vollständig, wie man ihn jetzt auf dem Bilde sieht; o nein. Zuerst hatte er nur die Mütze und den Frack, unter demselben ein langes weißes Hemd. Notwendig sollte er zu dem Frack eine Hose haben, aber leider hatten wir so gar nichts Passendes. Da schickte uns eine liebe Wohltäterin ein Paket mit Stoffresten, und nun bekam der Jakobu eine dunkelrote Hose mit Goldborten. „O, das war fein!“ Die erste europäische Hose! Keine Kleinigkeit für den Jakobu. Kein Wunder, daß er das erste Mal eine volle Stunde brauchte, bis die Hose richtig saß. Jetzt ist er natürlich schon gewandter, und die „Toilettenzeit“ hat sich schon auf eine halbe Stunde beschränkt. Einmal, es war gerade am Feste Mariä Himmelfahrt, verspätete er sich etwas und mußte sich sehr beeilen, um noch rechtzeitig fertig zu werden. Wir hatten zu tun, um die Kinder und Marienmädchen für die Prozession anzukleiden und konnten uns nicht auch noch um den Jakobu kümmern. Endlich, als alles in Ordnung war und wir gerade Ausschau nach ihm halten wollten, ob er noch nicht fertig wäre, kam er sehr erregt und verkündete, daß er wohl jetzt fertig sei, aber die Hose sei geplatzt. Schöne Geschichte, dachten wir; was anfangen eine Minute vor Beginn des Hochamtes! Vielleicht kann man sie ihm momentan etwas zusammenstecken, meinte liebe Schwester Ds-

munda. Bei genauer Visitation entdeckten wir aber zu unserm nicht geringen Spaß, daß die Hose nicht geplakt, sondern nur verkehrt angezogen war. Dem Übel war bald abgeholfen, und erleichtert atmeten wir auf, als der Jakobu nun wirklich richtig angezogen hinter der Sakristeitüre verschwand.

Doch nun weiter zur Vervollständigung seines Anzuges. Nun war wohl die Hose da, aber die großen schwarzen Füße schauten gar nicht festlich unter der roten Hose hervor, das sah sogar der Jakobu selbst, der doch mit seinem etwas scheelen Augen nicht immer alles so deutlich sah. So kam er denn bescheiden fragen, ob er denn zu seinem Anzug nicht vielleicht auch „foks na viatu“ (Strümpfe und Schuhe) haben könnte. Wie strahlte er dann, als am nächsten Festtag tatsächlich weiße Strümpfe und weiße Schuhe neben seinem Anzug bereitlagen. Natürlich ging es mit dem Laufen nicht so rasch; das waren ja die ersten Schuhe in seinem Leben. Er machte erst auf der Veranda einige Laufübungen, und nach einigen Minuten ging er schon im „schneidigen“ Tempo hinunter zur Kirche, als ob er niemals ohne Schuhe gewesen wäre.

Noch immer war die Kirchenschweizeruniform nicht vollständig. Es gehörte dazu noch ein Speer und Stock mit Quasten. Das hatte er schon in der Hauptstation Kilema gesehen, und er war der Meinung, das wäre dann „vizuri sana“ sehr schön zusammen. Mit Hilfe von Karton und Silberbronze wurde auch dieser letzte Wunsch erfüllt, und nun war unser Jakobu „Hans im Glück“. Wirklich, man muß sich auf die Zunge beißen, um ernst zu bleiben, wenn er in der Kirche auf und ab geht, mit vollen Backen das Gloria oder Kredo mitsingt und dabei mit seinem Stock hin und wieder zwischen die Kinderschar fährt, wo er etwas Unordnung bemerkt. Manchmal kommt es dann schon vor, daß er im Eifer von rückwärts eine Blumenvase heruntersticht, aber das muß man schon mit in den Kauf nehmen. Zeremonien, Verbeugungen und dgl. macht er außergewöhnlich gerne. Er ging deshalb extra nach Kilema und ließ sich von dem dortigen Kirchenschweizer etwas anlernen in Handhabung des Speeres, der Begleitung des Priesters zur Kanzel, der Salutierung bei der heiligen Wandlung und sonstigen Obliegenheiten. Beim nächsten Festtag zeigte er natürlich der staunenden Menge alle seine Künste. Sein Eifer war grenzenlos. Es ging alles gut bis zur heiligen Wandlung. Dann aber kam eine extra Neuerung. Wir ahnten schon nichts Gutes, als er kurz zuvor zum Priesterchor vormarschierte und sich dort in „Positur“ stellte. Es war fast unmöglich, ernst zu bleiben, trotz des heiligsten Teiles der heiligen Messe. Anstatt bei der Aufhebung der heiligen Hostie und des heiligen Kelches einfach den Speer zu senken, machte er erst einen kleinen Anlauf, schwang den Speer einige Male

im Kreise und spießte dann je dreimal gegen den Altar, als ob er den Priester aufspießen wollte. Und das alles ging in einer Geschwindigkeit, daß wir uns darüber wunderten, woher der Jakobu auf einmal die Beweglichkeit hatte. Wirklich, es war ein drolliges Bild, man muß es gesehen haben. Glücklicherweise fiel es den Leuten nicht ein, darüber zu lachen; nein,



Unser Jakobu in Gala

im Gegenteil, die verharrten in ehrfurchtsvollem Staunen über das „Niegesehene“. Natürlich solche Künste vollführte er kein zweites Mal.

Seine Frau, die gute Luzie, ist ein ausgesprochenes Phlegma. Der Jakobu gehört ja auch nicht gerade zu den „Flinksten“, aber etwas beweglicher wie Luzie ist er denn doch, zumal, wenn er seines Amtes in der Kirche waltet. Davon haben wir auch ein zweites prächtiges Beispiel. Es war in der Segensandacht. An Festtagen wird gleich nach dem Hoch-

amt die Segensandacht angeschlossen, weil nicht alle Leute wegen der großen Entfernung zweimal kommen können. Das dauert dann etwas lang, und das Volk, besonders die Mütter mit den Kindern, setzen sich eine Weile. Aber sobald das „Lamtum ergo“ beginnt, sollen alle sich erheben und knien. Da beginnt nun die Arbeit unseres Jakobu. Mit Feldherrnblick überschaut er seine Armee. Da, richtig, bei den Frauen entdeckt er einige, die noch sitzen. Sofort ist er zur Stelle, um die Säumigen mit strengem Blick und nicht mißzuverstehender Gebärde zu mahnen. Alle erheben sich auch sofort. Wer aber noch ruhig sitzen bleibt, das ist Luzie. Nun kam es aber dem Jakobu in die Finger, und ehe man sich's versah, hatte die Luzie einen nicht so gelinden „Klaps“ auf der Wange. Wer nun meint, die Luzie wäre nun doch aus ihrem Tempo gekommen, der täuscht sich gewaltig. Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, blieb sie ruhig noch etwas sitzen und kümmerte sich nicht um die „Wutblicke“ des Jakobu. Und als sie dann den Zeitpunkt für gekommen erachtete, stand sie ruhig und würdevoll auf, ohne den gestrengen Herrn Gemahl auch nur eines Blickes zu würdigen.

Das ist also die Geschichte von unserem Jakobu und seiner besseren Egehälft. Jetzt bleibt mir nur noch übrig, eine herzliche Bitte von ihm vorzutragen. Vor einiger Zeit kamen nämlich von Wohltätern einige Mäntel und alte Gehröcke und wurden unter die Lehrer verteilt. Natürlich bekam nicht jeder einen; soviel waren es nicht. Und der Jakobu hätte doch so sehr gerne einen Mantel für die kalte Zeit. So ein „Gehrock“ hat's ihm angetan. Für sein Leben gerne hätte er einen solchen. Natürlich darf das ein „alter“ sein. Er kann ruhig aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen. Schnitt, Fasson und neueste Mode, das sind für uns absolut fremde Begriffe. Bitte schauen Sie doch mal in Ihren Schränken nach, ob sich da vielleicht noch etwas vorfindet für unsern Jakobu. Wenn Sie es dann an untenstehende Adresse schicken wollten. (10-Pfund-Pakete sind gar nicht so teuer.) Dann bekommen Sie zum Dank den Jakobu im Frack oder Gehrock gratis im Bilde zugesandt.

Schw. M. Felicitas.



Ein Löwen-Abenteuer

„Wäre nicht der Herr mit uns gewesen,
sie hätten wohl lebendig uns verschlungen.“ (Ps. 123.)

Am Mai d. J. mußte ich eine Visitationsreise nach der am äußersten Ende unseres Vikariates gelegenen Mission Usandawi unternehmen. — Schon einige Zeit vorher schrieb man mir von dort, doch ja den Instrumenten-Koffer nicht zu vergessen, um wieder einmal allen die Zähne in Ordnung zu bringen. Auch ein der Mission befreundeter Deutscher stellte dieselbe Bitte, und bot mir dafür kostenlos sein Lastauto für die Reise an. Dieses Anerbieten war mir hoch willkommen, und ich baute darauf einen etwas gewagten Plan. Seit mehr als einem Jahr litt ich an Zahnschmerzen, ohne mir selbst helfen zu können. Die Bitte, den einzigen Zahnarzt der Provinz konsultieren zu dürfen, wagte ich im Hinblick auf die stets magere Missionskasse nicht zu stellen, geht doch der Ruf, daß es 1 Pound, d. i. 20 Mk. kostet, wenn man sich nur in den Operationsstuhl setzt. Nun hoffte ich durch die Vermittlung dieses deutschen Herrn Gelegenheit zu finden, von Usandawi zum Kilimandscharo zu kommen, wo eine unserer Schwestern als Dentistin tätig ist. Die Erlaubnis dafür hatte ich schon lange von unserer dort wohnenden Mutter Provinzialin.

Gepackt war schnell — und am Abend des 7. Mai fuhr ich mit dem Dampfroß hinaus in die Ferne. Am nächsten Morgen 9 Uhr war Saranda, meine Endstation, erreicht. Ein Sinder, der für Usandawi alle Expedition besorgt, nahm mich am Bahnhof in Empfang. Sein Lastauto stand fahrbereit, bepackt mit allen möglichen Leuten, und nachdem auch ich meinen Platz dazu genommen, ging es auf holprigen, schlechten Wegen Usandawi zu, das wir gegen 1 Uhr erreichten. Es war ein frohes Wiedersehen mit den lieben Schwestern dort. Nach 14tägigem Aufenthalt war meine Aufgabe erledigt, und die Weiterreise konnte erfolgen. Alles war gut überlegt und vorbereitet. Der genannte deutsche Herr wollte mich selbst nach Kilema am Kilimandscharo bringen und seine Frau sollte mich begleiten. Auch Katharina, eine angehende Kandidatin, ging mit mir. Wir verließen Usandawi und erreichten Kondoa-Trangi, die erste zum Vikariat Kilimandscharo gehörige Mission, am Abend. Weit öffneten sich uns dort die gastlichen Tore, und nach guter Nachtruhe setzten wir am nächsten Morgen um 8 Uhr die Reise fort. Das Lastauto sauste über Berg und Tal, durch Schluchten und ausgewaschene Flußbette. In einem der Flußbette blieben wir stecken, doch vereinte Kraft half, es gelang wieder loszukommen. Stellenweise waren große, überwachsene Löcher im Weg. Geriet man in voller Fahrt durch

ein solches Loch, so passierte es, daß man dreimal mit dem Kopf gegen die Wagendecke flog. Das ist gerade nicht angenehm, zumal der arme Tropenhut, unser steter Begleiter, dabei verbeult wird, aber es ist das Schlimmste nicht. Das passierte uns, als beim Durchfahren eines solchen Loches die Vorderfeder des Autos brach. Was jetzt tun, da ein Ersatz in der Eile vergessen war? Ganz langsam mußte weitergefahren werden, um ein nicht weit entferntes Tsetse-Camp, eine Station der Engländer zur Bekämpfung der Tsetse-Fliege, zu erreichen und dort evtl. eine neue Feder zu bekommen. Bei zwei solcher Camps versuchten wir unser Glück, leider vergebens. Nirgends war eine Ersatzfeder vorhanden. Langsam ging die Fahrt voran, und wir erreichten die Mission Ufiomi, auf der wir um Mittag hätten ankommen müssen, erst gegen 3 Uhr. Dort leuchtete uns ein Hoffnungsschimmer, denn es stand dort ein schönes Personenauto, einem englischen Offizier gehörend, das die Achse gebrochen hatte. Schnell war ein Plan gefaßt: „Wir liehen uns von diesem Auto eine Feder.“ Aber welche Enttäuschung; die Federn waren zu breit und paßten nicht. Keine Feldschmiede, keine Bohrmaschine, um die Eisenteile berichtigen zu können. Doch da entdeckten wir zu unserer Freude zwei Federblätter, womit das Auto ebenfalls schon repariert war, und die glücklicherweise zu unserm Auto paßten. Lieber Leser, Du kannst Dir gar kein Bild machen von unserer Freude. In Europa gehst Du in das nächste beste Geschäft und bekommst alles, was Du brauchst. Hier waren wir 6 Stunden weit weg vom nächsten Autobesitzer, bei dem wir „vielleicht“ eine Feder erhalten hätten. Weiteres Suchen nach passenden Federblättern war ohne Erfolg, und so mußten wir statt auf 8 auf 5 Blättern die weitere Reise antreten. Wir wollten auf jeden Fall noch die Mission Umbugwe erreichen, weil dort ein größerer Markt in der Nähe ist, und wo Jnder ein Geschäft für Autoersatzteile halten. Es war Vollmond, und wir verließen um 7 Uhr abends Ufiomi. Der Weg war zum Glück ein wenig besser, und die Fahrt ging leichter, als wir den 2000 Meter hohen Berggrücken hinter uns hatten. Allerlei Wild kreuzte unsern Weg und blieb vom Autolicht geblendet stehen. Um halb 12 Uhr fuhren wir in den Hof der Umbugwe-Mission, wo alles in tiefem Schlummer lag. Es brauchte eine geraume Weile, ehe die Türe sich öffnete und der hochw. Herr Pater Superior sich über die Ruhestörer orientieren konnte. Dann ein ebenso herzliches Willkommen wie überall, und der aufgeschreckte Küchenboy brachte es noch gerade fertig, uns vor Mitternacht noch eine gute Tasse Kaffee zu servieren.

Nach dem Frühstück am folgenden Morgen wurde das Auto erst in Reparatur genommen. Eine neue Feder war

schnell herbeigeschafft und eingesetzt. Aber da — was war das? Auch am Hinterrad ein Bruch. Alles wurde versucht, und da dieses Rad-Ersatzteil beim Sinder nicht zu haben war, konnte an eine Fortsetzung der Fahrt mit diesem Auto nicht gedacht werden, da der Weg noch sehr weit war. Doch da mußte der ehrw. Bruder Victorian einen Rat. Er schlug vor, selbst mit dem Missionsauto die Reise zu übernehmen und alle Geschäfte für den deutschen Herrn in Arusha und Moski zu erledigen. Gesagt, getan. 12 Uhr mittags war es, als wir von Umbugwe abfuhren. Anfangs war der Weg gut, nachher aber um so schlechter. „Unbeschreiblich“ möchte ich ihn stellen-



Rev. Bruder Victorian mit dem erlegten Löwen

weise nennen. Dazu zogen Nebel auf, und strichweise regnete es bereits. Wir waren sehr in Sorge, denn in der weiten Massai-Steppe, die wir zu durchqueren hatten, gibt es viele Stellen mit Moorgelände, die bei kurzem Regen schon unpassierbar werden.

Aber nicht bloß Moor gibt es dort, sondern auch viele Löwen, und jeder wird mir glauben, daß es keine Freude ist, beim Wüstenkönig Quartier nehmen zu müssen. Als wir uns abends gegen 5 Uhr Arusha näherten, wimmelte die Steppe von Wild aller Art. Es war ein herrlicher Anblick, im Lichte der sich senkenden feurigen Bergkugel Hunderte von Zebras, Gnus, Antilopen verschiedenster Art, Strauße usw. friedlich nebeneinander weiden zu sehen, manche ganz in der Nähe der

Straße. Wo aber viel Wild ist, da gibt es auch meist viele Löwen, und der ehrw. Bruder zeigte mir noch eine Stelle, wo ein Löwe einem Farmer zwei Ochsen vom Wagen weggeholt hatte, und als dieser Farmer mit Leuten dem Räuber nachging, fand man nicht weniger als 19 Löwen beim Mahle, von denen 11 erschossen wurden. Nicht weit davon passierte vor einem Jahr der Revierförster mit seiner jungen Frau im Auto den Weg, als zwei Löwen vor ihm die Straße kreuzten. Er stoppte und folgte mit schwarzen Soldaten den Löwen, seine Frau allein im Auto zurücklassend, welches letzteres ganz mit geschossenem Wild beladen war. Als die Löwen merkten, daß sie umzingelt wurden, kehrten sie um und blieben zirka zehn Minuten vor dem Auto stehen, die arme Frau ins Ziel nehmend, die vor Schrecken unfähig war, um Hilfe zu rufen und beinahe um den Verstand gekommen wäre.

Also, wir waren im echten Löwenrevier, und der Bruder Victorian sagte, daß er häufig hier Löwen gesehen habe.

Der große Meru-Berg, der zuweilen Schnee auf seinem Gipfel hat und an dessen Fuß Arusha liegt, kam immer näher.

Es war bereits finster, als wir auf der dortigen Mission anlangten, wo ein Landsmann von mir, der hochw. Herr Pater Kfmann, die Seelsorge versieht. Nachdem wir unsere Abendmahlzeit eingenommen, verließen wir um 8 Uhr Arusha, und wir dachten, nach 6 Stunden in Moshi und morgens 5 Uhr in Kilema zu sein. Doch nun fing es wieder an, ganz fein zu regnen, und etwa auf halbem Wege, zwischen Arusha und Moshi, rutschte unser Lastauto vom Wege ab in ein tiefes Gleise, aus dem wir nicht mehr weiter konnten. Alle Bemühungen schlugen fehl; die Winde, mit der wir den Wagen herausarbeiten wollten, sank in den Boden ein, und die ganze Vorderachse des Autos lag auf. „Hoffnungslos, Schwester“, sagte traurig und mißgestimmt der arme Bruder, der, vom Regen durchnäßt, die Arbeit einstellen mußte. „Wir müssen hier übernachten und können erst morgen früh sehen, was zu machen ist. Wenn nur der Regen aufhört, dann genügt eine Stunde Sonne, und wir schaffen es wieder.“ Da ich sah, wie der Bruder sich meinetwegen am meisten sorgte, tröstete ich ihn und sagte: „Nun ja, was will man machen, wir sind nicht die ersten und wohl auch nicht die letzten, die in der Pori, d. h. Wildnis in Kismahili, stecken bleiben.“ Unsere Begleiter drehten sich in ihre Decken und machten sich hinten auf dem Auto ihr Schlafplätzchen zurecht, während der Bruder alle Autolampen auslöschte, den Kopf aufs Steuerrad legte und, von der großen Müdigkeit überwältigt, bald in tiefen Schlaf fiel. Ich selbst drückte mich in ein Eckchen, mich und alle in innigem Gebete dem Schutze Gottes empfehlend, vertrauend auf die Hilfe der armen Seelen und besonders meiner lieben ver-

storbenen Mutter, die ich anflehte, ihrem Kinde doch zu helfen. Dann schlief auch ich ein. Plötzlich wurde ich durch ein Geräusch hinten auf dem Auto aus meinem ersten Schlafe aufgeschreckt. Im gleichen Moment klopfte Barnabas, einer der Autoboy's, mit Gewalt an die Scheibe: „Bwana, Bwana, Simba, Simba,“ (Herr, Herr, ein Löwe, ein Löwe), rief er mit angstgepreßter Stimme. Ich sprang auf und schaute hinaus. Wer beschreibt meinen Schrecken, als ich sah, wie ein großer Löwe mit weiten, zielsicheren Sprüngen auf unsern Wagen zukam. Das durch den Regen etwas verschleierte Vollmondlicht genügte gerade, die Bestie zu erkennen. Der Bruder hatte nichts gehört, sondern schnarchte feste drauf los. Ich packte ihn beim Arm und rüttelte wohl etwas zu unsanft, denn er fuhr auf und rief erschrocken: „Was ist denn los?“ „Ein Löwe“, war alles, was ich sagen konnte. Dieser war nun schon bis fünf Meter an unserm Wagen herangekommen, wurde aber durch den Lärm etwas stutzig, sprang seitwärts und setzte sich in einiger Entfernung ins hohe Gras, uns beobachtend und den günstigen Moment zum Angriff abwartend. Natürlich brauchte es nun nichts weiteres, um auch dem Bruder den Schlaf zu vertreiben. „Wo ist das Gewehr, wo die Munition?“ rief er seinem Boy zu. Barnabas war so aus der Fassung, daß er keine klare Auskunft geben konnte. „Bei Euch, bei Euch im Wagen“, sagte er nur immer. Trotz des Ernstes der Lage bewahrte der Bruder die Ruhe, griff das Gewehr und lud es mit fünf Schüssen. Noch immer stand das Auto im Dunkeln. Jetzt schaltete er den Scheinwerfer ein, um damit vom Wagen aus den Löwen in Visier zu bringen. Wie zwei große Lampen leuchteten seine wilden Augen uns entgegen, als sie in den Lichtkegel des Scheinwerfers gerieten, Unverwandt waren sie auf uns gerichtet, so daß seine Pupillen wie zwei schwarze senkrechte Linien deutlich aus dem feurigen Umriß hervortraten. Diese nahm der Bruder nun als Ziel. Für einen Augenblick verlor er es, weil der Löwe sich plötzlich seitwärts wandte. „Wo ist er? Ich sehe ihn nicht mehr, das hohe Gras hindert mich“, sagte der Bruder. „Dort, dort“, flüsterte ich. Im gleichen Moment blitzten die Augen des Tieres wieder auf. — Große Stille und Spannung. — Die Augen funkelten, die Ohren des Ungeheuers waren gespitzt, es saß uns gegenüber wie ein wachsamer, Befehl erwartender Hund. Mir klopfte das Herz hörbar. Ein schrecklicher Augenblick! Was wird aus uns, wenn der Schuß fehl geht oder nur verwundet? Ausdenken konnte ich es nicht, denn es war keine Zeit dazu. (Schluß folgt.)

R

Echo aus dem Sonnenheim (Haushaltungsschule) zu Neuenbeken

Eine sehr schöne Zeit für unsere Sonnenkinder (Haushaltungsschülerinnen) ist die Zeit der Beeren, wo sie Wald und Flur durchstreifen und dann des Abends schwer beladen heimkehren. Die Sorge für den kommenden Winter treibt sie alle an recht emsig zu suchen und recht viel einzuheimsen; auf diese Weise werden unsere Sonnenkinder zu echten Hausfrauen herangebildet. Diese Freude nun hat eines der Schülerinnen in Gedichtform zum Ausdruck gebracht; wir glauben, daß unsere lieben Leser und Leserinnen diese Freude gerne teilen und bringen ihnen deshalb nachstehend das Gedicht:

Suchheiße, Suchhei,
Heut haben wir frei,
Es geht in die Beeren,
Wer möcht sich da wehren.
Welch' eine Wonne!
Es strahlet die Sonne,
Es strahlen nicht minder
Die Sonnenkinder.
Doch gibt es gewiß
Manch' Hindernis:
Wie leicht kann man purzeln
Über die Wurzeln,
Am Bahndamm entlang
Wird uns fast bang,
Und die Mücken und Fliegen,
Die wollen uns kriegen.
Doch jetzt nach der Hast
Gibt's fröhliche Rast;
Und Himbeersaft und Butterbrot
Stillen Durst und Hungersnot.
Nun haben wir Kraft,
Nun wird geschafft.

Wir füllen mit Beeren
Die Eimer, die leeren,
Und singen ein Lied,
Und keine wird müd',
Trotz Brennesseltücken
Sich munter zu bücken,
Und
Führen zum Mund
Die Beeren, die süßen, die roten,
Es hat uns ja niemand verboten.
Mit frohem Sinn
Wir dann heimwärts ziehn,
Raum können wir's tragen,
Drum holt uns der Wagen,
Der bringt uns schnell
An Ort und Stell.
Dort hören die andern
Vom fröhlichen Wandern,
Und loben ohn End
Die fleißigen Händ,
Die ihnen geschafft
Die Beeren zum Saft

Allen unsern lieben Lesern recht viele Sonnengrüße:

Vom Sonnenvater.

Allerlei vom Kilimandjaro

(Fortsetzung.)

Von Schw. Engelberta

Großes Mitleid erfaßte mich, als ich dieses Schauspiel zum ersten Male sah. Gott sei Dank ist es meist warmer Regen, schließlich eine heilsame Kneippkur und ein gutes Bad — die Kinder husten aber doch recht oft in der Kirche, wenn sie lange so durchnäßt stehen müssen.

Nach einem solchen Gottesdienst sah ich dann, wie unsere eingeborenen Jungfrauen mit Eimer und Puzlappen herbeieilen, um den Kirchenboden und die Bänke wieder frisch aufzuwaschen; Wasser ist ja genug da. Die liebe Schwester Sakristanin trippelt dann auch eilig hin und her, wieder alles in Ordnung zu bringen, und ist wenig erbaut von den vielen massenhaft herumliegenden großen Bananenblätter-Schirmen, welche draußen vor der Kirchentüre auf den so schön geebneten, von Rasen und Rosenbüschen eingefassten Wegen zerstreut sind. So ein Regenguß macht freilich viel Arbeit. Metallene Gegenstände setzen Rost an, Bücher und Stoffe schimmeln und so muß man sehr achtsam sein, nicht weniger wegen der in Heeren heranziehenden Ameisen.

Aber dennoch: Gottesregen, Völkersegens! —

Wie herrlich wächst und gedeiht dann alles! Wie bald stehen die Felder in schönster Blüte und die Saaten gehen auf, reich betaut von Gottessegens. Da schaut dann niemand glücklicher und hoffnungsfreudiger aus, als unsere Schwester Oberin, wenn sie ihre Felder mit Kartoffeln, Süßkartoffeln, Bohnen, Mais und Hirse, ihrem kleinen Weizen- und Roggenacker besucht und dann einer bevorstehenden glücklichen Ernte entgegensehen kann.

Wenn der Gemüsegarten nahe des Schwesternhauses in den verschiedenartigsten Schattierungen prangt und die herrlichen Blumenbeete in allen Farben blühen, wenn die weißen und roten Lilien, die Wege einfassend, wie Soldaten in Reihen stehen, dann ist die schönste Zeit des Jahres, Juli, August, September — auch Oktober noch. Blumen und Früchte gibt es dann immerzu bis Weihnachten, des Regens reicher Segens!

Von üblen Folgen ist aber das Ausbleiben der kleinen Regenzeit, die etwa Oktober oder anfangs November einsetzt. Die letzte daraus folgende Teuerung, ja Hungersnot, herrschte 1907/08 am Berge in den östlichsten, besonders wasserarmen Landschaften. Von Kombo bis Uferi sollen laut Chronik in einem Jahr 500 bis 1000 Bewohner Hungers gestorben sein.

Die Hauptnahrung der Dschagga sind hauptsächlich die Bananen. Durch das ganze Land ziehen sich wie ein grünes Band die Bananenhaine, die vom Volke angepflanzt sind. In ihnen

versteckt liegen die Wohnungen der Eingeborenen. Jeder Bananenhain ist mit einer Hecke umzäunt. In dieser Einfriedung ganz versteckt steht die runde Wohnhütte, der vier-eckige Schuppen und der Speicher, ein zylinderförmiges Geflecht aus Ruten mit einer Bodenfläche von etwa $1\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser. Er ist ungefähr mannhoch, ruht auf Steinen und trägt ein spitzkugeliges Dach. Eine neue, gutgebaute Dschaggahütte ist ein kleines Kunstwerk. In der Hütte steht auf der einen Seite, die durch ein Gitter abgetrennt ist, das Vieh, etwa zwei Kühe und etliche Ziegen oder Schafe. Die andere Seite ist für die Familie vorbehalten. In der Mitte läuft ein schmaler Gang, in welchem dem Vieh Futter vorge-schüttet werden kann. In diesem Gange sind auch die drei Herdsteine aufgerichtet, auf denen die Dschaggafrau in einem runden, irdenen Topf das Essen kocht.

Als Vorratsraum dient der Bodenraum über den Köpfen der Insassen. Etwa ein halbes Jahr hat ein Mann an einer solchen Hütte zu arbeiten. Dafür bietet sie aber auch Schutz gegen die heftigen Fallwinde und die Güsse der Regenzeit, gegen den Einbruch der Leoparden oder böswilliger Menschen.

Die Dschagga am Kilimandjaro sind Kleinbauern. Besondere Pflege widmen sie ihren Bananenhainen, in denen ihr Haupt-nahrungsmittel, die Banane, wächst. Diese versorgen sie reich-lich mit Stalldünger.

All ihre Ackerarbeit ist mühsame Handarbeit. Der Pflug ist ihnen noch unbekannt. Mit dem langen hölzernen Acker-stock, der spitz ausläuft, bricht der Mann den harten Boden auf; mit der kurzen Hacke vollendet die Frau die Herrichtung des Bodens zur Aufnahme des Samens. Auf ihren Ackern bauen sie Bohnen, Süßkartoffeln, Hirsekorn für Mais und vieles andere. Damit aber alles gedeihen kann, berieseln sie ihre Felder fleißig mit Wasser. Hoch oben am Berge bauen sie sich praktische Wehre und führen das Wasser dann in künstlichen Kanälen allmählich ihren Feldern zu.

Baron von Decken, der in den achtziger Jahren den Kili-mandjaro besuchte, schreibt von diesen Wasserleitungen, daß sie den Reisenden in Dschagga mehr als andere in Verwunde-rung setzen, weil er in ihnen die Arbeiten eines ebenbürtigen Geistes erkennt.

So schließe ich heute mit Recht mit den Worten: Die Dschagga sind ein intelligentes Volk.

3

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Neuenkirchen Mk. 21.—, Getrud Margareta; Borgentreich Mk. 42.—, Joseph Wilhelm, Justine; N. N. Mk. 21.—, Andreas; Silwingen Mk. 21.—, Agnes; Horrem Mk. 21.—, Bernard; Brunscappel Mk. 42.—, Ferdinand und Rita; Kimpfar Mk. 21.—, Hermann Joseph; Saarbrücken Mk. 21.—, Sophie.

Für die Mission: Schröck Mk. 5.— zu Ehren des heiligen Antonius; Kiegelsberg Mk. 5.—; Merten Mk. 7.60; Senden Mk. 5.—; Lünen Mk. 1.50; Brunscappel Mk. 57.50; Benrath Mk. 2.50; Paderborn Mk. 2.—; Leinesfelde Mk. 10.—; Aßberg Mk. 10.— für die Heidenkinder.

Für die Missionschule: Bochum Mk. —.90; Benrath Mk. 10.70;

Allen unsern lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für dieselben.

Gebetserhörungen

Dank der kleinen heiligen Theresia für Erhörung in einem Anliegen. M. S.

Dank der heiligen Theresia vom Kinde Jesu, dem heiligen Judas Thaddäus und der heiligen Rita für den glücklichen Verlauf einer Operation. Doppeln.

Dank dem heiligsten Herzen Jesu für Erhörung in einem Anliegen auf die Fürbitte mehrerer Heiligen. N. N.

Zum Dank für auffallende Erhörung und Hilfe in aussichtsloser Lage sende ich Mk. 21.— für ein Heidenkind. P. i. R.

Wöchte der lieben kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu, der weißen Blume, noch meinen Dank verrichten, daß sie mir bei meinem Knieleiden so schnell geholfen hat. Missionschwester vom kostbaren Blut in Südafrika.

Der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Joseph, der kleinen heiligen Theresia sei gedankt für guten Erfolg beim Examen.

Tausendfachen Dank der kleinen heiligen Theresia für erhaltene Hilfe in einer großen Geldangelegenheit. Veröffentlichung war versprochen.

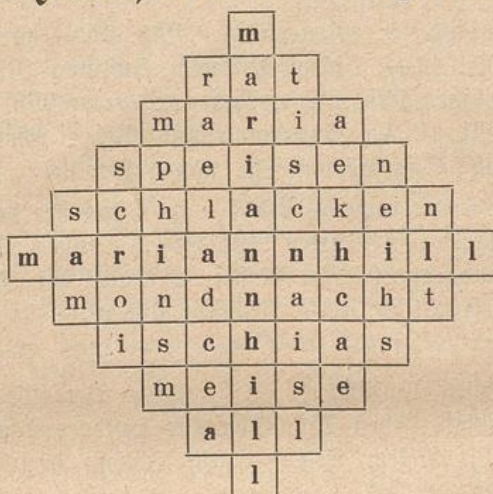
Silbenrätsel

be, che, den, e, en, er, fest, fort, froh, ga, ge, gei, gel, halt, haus, i, im, ker, ki, ko, ko, krug, lau, mens, mer, na, na, nab, ne, ne, öl, ra, re, ro, rus, sa, staub.

Aus diesen Silben sind folgende 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben einen schönen Spruch ergeben.

1. Alles Vergängliche.
2. Frauenname.
3. Japanischer Hafen.
4. Geist.
5. Freudentag.
6. Festung.
7. Baustil.
8. Gefäß.
9. Reich der Frau.
10. Frauenname.
11. Jugend.
12. Germanischer Volksstamm.
13. Flachland.
14. Nebenfluß der Donau.
15. Musikinstrument.

Auflösung des Füllrätsels aus der vorigen Nummer



Bücherbesprechung

Jugend-Missionskalender 1930. 22. Jahrgang. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. 64 Seiten Kleinoktav, mit einer farbigen Kunstdruckbeilage. Preis 40 Groschen. Zu beziehen von der Claver-Sodalität in Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.

Der kleine Kalender, der sich in den vergangenen Jahren so großer Beliebtheit erfreute, dürfte wieder seinem Doppelzweck ganz entsprechen: der Jugend Freude zu bereiten, erzieherisch zu wirken und sie für die Heidenmissionen zu erwärmen. Für Erstkommunikanten paßt er ganz besonders gut und wird sie anregen, mit den kleinen Schwarzen zu wetteifern in der Vorbereitung auf den Empfang des göttlichen Gastes. Katholischen Eltern, Katecheten und Lehrern sei er daher ganz besonders empfohlen.

Claver-Missionskalender 1930. 23. Jahrgang. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. 96 Seiten Großoktav mit Bilderbeilage, vielen Illustrationen und einem Wandkalender als Beilage. Preis 80 Groschen. Zu beziehen von der Claver-Sodalität in Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.

Ein echter Missionskalender, und zwar einer gediegenster Art. Die darin enthaltenen Berichte und Erzählungen, zumeist von afrikanischen Missionaren und Missionschwestern verfaßt, sind alle aus dem Leben gegriffen, aus der neuesten Zeit und werden es daher dem aufmerksamen Leser ermöglichen, sich ein Bild zu machen, wie es in Afrika zugeht. Der Kalender sollte nicht ein literarisches Meisterwerk werden, sondern in apostolischer Einfachheit viele für die afrikanischen Missionen erwärmen und begeistern. Diesen Zweck dürfte er auch voll und ganz erreichen. — Das Titelbild, ein Gedicht und ein Artikel sind dem „Jubiläum“ des „heiligen Augustin, des größten Afrikaners, gewidmet.